

Hinter der Welt wird ein Baum stehen - Wie Dichter von der Ewigkeit sprechen

Autorin

Im späten Herbst steht uns die Vergänglichkeit vor Augen. Vor den Blumenläden liegen blassgrüne Grabgestecke, und in den Kirchen ist von den sogenannten „letzten Dingen“ die Rede: Was wird sein am Ende der Zeit? Am Ende meines Lebens? Die Gesangbuchlieder dazu finden sich unter der Überschrift „Tod und ewiges Leben“ – und sie sind voller Zuversicht:

Sprecher

„Gott wird uns fröhlich leiten ins ewig Paradeis, die Hochzeit zu bereiten zu seinem Lob und Preis. Da wird sein Freud und Wonne in rechter Lieb und Treu aus Gottes Schatz und Bronne und täglich werden neu.“ (EG 148.5, Text: Johann Walter)

Autorin

Die „letzten Dinge“ – sie sind gar nicht so traurig für diejenigen, die auf Gott schauen. Denn da, wo unsere Zeit aufhört, fängt Gottes Ewigkeit an. Die Ewigkeit, das ist Gottes Reich – und unsere große Sehnsucht: Es möge einmal so sein, dass kein Wirrwarr herrscht, kein Schmerz, kein Unrecht uns beschweren – dass alles sich löst, was uns in unserer Begrenztheit unlösbar scheint. Es gab Zeiten, in denen Menschen sich wirklich freuten auf das ewige Leben, das Eintreten in Gottes Reich. Zeiten, in denen sie ihr irdisches Leben vor allem als Last betrachteten. Aber so sind wir nun nicht mehr. Auch mir wird nicht gleich warm um's Herz, wenn ich an die „Ewigkeit“ denke. Das Wort hat einen düsteren Beigeschmack – es klingt eben doch nach regennassem Friedhof. Es ist nicht nur ein Sehnsuchtswort, es macht mir auch meine Grenze bewusst: Ewig – das bin ich nicht. Das Ewige liegt jenseits von allem, was ich wissen kann. Und dieses Jenseits – das macht mir auch bange. „So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein“, hat der Regisseur Christoph Schlingensiefel das Tagebuch betitelt, in dem er sich mit seiner Krebserkrankung auseinander setzte. Er hat damit gewiss Vielen aus dem Herzen gesprochen. Ich bin mir zwar nicht ganz so sicher wie er, aber auch ich fühle, dass gerade an meinem mühevollen Dasein hier auf der Erde etwas so schön und kostbar ist, dass ich es niemals lassen möchte.

Sehnsucht und Bedrohung – beides verbindet sich mit dem Wort Ewigkeit. Und beides finde ich auch ausgesprochen in manchen Gedichten, die ich mag. Sie sind nicht so heilsgewiss wie die Gesangbuchverse und nicht so himmelstrotzig wie Christoph Schlingensiefel. Sie bewegen sich dazwischen und diesem Dazwischen möchte ich nachgehen.

Erste Musik

Sprecherin

*Glauben Sie fragte man mich
An ein Leben nach dem Tode
Und ich antwortete: ja
Aber dann wusste ich
Keine Auskunft zu geben
Wie das aussehen sollte
Wie ich selber aussehen
Dort*

*Ich wusste nur eines
Keine Hierarchie
Von Heiligen auf goldenen Stühlen sitzend
Kein Niedersturz
Verdammter Seelen
Nur*

*Liebe freigewordene
Niemals aufgezehrte
Mich überflutend*

(Marie-Luise Kaschnitz)

Autorin

Marie-Luise Kaschnitz wagt, was viele Pfarrerinnen und Pfarrer sich heute kaum noch trauen: Sie gibt eine klare Antwort auf die Frage: Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod? Und es geht ihr damit wie den meisten Menschen heute: Sie kann nichts mehr anfangen mit den alten Bildern von Himmel und Hölle, die wir aus den Museen kennen. Die Vorstellung interessiert sie nicht mehr, im Jenseits könne so etwas wie eine moralische Klassengesellschaft herrschen, in der die Guten ganz oben sitzen und die Bösen ganz unten. Es mag einmal tröstlich gewesen sein, sich vorzustellen, dass die irdischen Hierarchien in der Ewigkeit neu sortiert werden und dass die Guten dann eine Chance haben, ganz oben zu landen. Aber ist man denn wirklich erlöst, wenn man ganz oben sitzen darf? Erlösung – wäre das nicht gerade: Sich nicht mehr vergleichen müssen mit andern, sich nicht abgrenzen wollen?

„Liebe, frei gewordene, niemals aufgezehrte, mich überflutend“ – nicht mehr besser sein wollen, nicht mehr Recht haben wollen. Nicht mehr abwehren müssen. Aufgehoben sein in Bejahung und Zuneigung. Eingehen in das Reich Gottes, sagt die Dichterin, kann doch nur das sein: Eingehen in die Ewigkeit der Liebe. Und damit verbunden: Das Ende aller Schwere, denn diese Liebe ist leicht wie ein Hauch:

Sprecherin

*Kein Schutzmantel starr aus Gold
Mit Edelsteinen besetzt
Ein spinnwebenleichtes Gewand
Mir um die Schultern
Liebkosung schöne Bewegung
Wie einst von thyrrischen Wellen
Wie von Worten die hin und her
Wortfetzen
Komm du komm*

*Schmerzweh mit Tränen besetzt
Berg- und Talfahrt
Und deine Hand
Wieder in meiner*

*So lagen wir lasest du vor
Schlief ich ein
Wachte auf
Schlief ein
Wachte auf
Deine Stimme empfängt mich
Entlässt mich und immer
So fort*

*Mehr also, fragen die Frager
Erwarten sie nicht nach dem Tode?
Und ich antworte
Weniger nicht.*

(Marie-Luise Kaschnitz)

Autorin

Weniger nicht – das klingt nach wie eine kleine Offenbarung. Ich muss nichts Abstraktes vor Augen haben, wenn ich an die Liebe denke. Kein Alles in Allem, das meine Vorstellungen übersteigt. Wie Liebe sich anfühlt, das weiß ich doch und Marie Luise Kaschnitz erinnert mich daran: das vertraute Einverständnis im Gespräch, auch das Schmerzweh beim Missverständnis, das immer wieder Aufeinanderzustreben, und Zueinanderfinden.. All das hat sie in der Ehe mit dem geliebten Mann erfahren – das erwartet sie vom „Leben nach dem Tod“ - weniger nicht. Und so findet sie Worte für die christliche Ewigkeitshoffnung, die ganz nah an unserer eigenen Erfahrung bleiben. Die Ewigkeit, das Reich Gottes ist das Reich der frei gewordenen Liebe – und die kann ich in manchen Augenblicken hier auf der Erde auch schon erfahren: Da wo die Liebe gelingt, wo das Leben seine Schwere verliert, ist Gottes Reich gegenwärtig. Marie-Luise Kaschnitz war sehr glücklich verheiratet. Sie hat ihren Mann nach dreißigjähriger Ehe verloren. Danach musste sie noch rund sechzehn Jahre ohne ihn leben. Das „Leben nach dem Tod“, das sie in ihrem Gedicht beschreibt, ist auch eine Beschwörung des Lebens, das vor dem Tod ihres Mannes schon da war: Als sie ihn verloren hat, ist etwas in ihr mitgestorben. Tot sein – das ist etwas, was sie jetzt schon durchmacht: ein Zustand, in dem sie das Lebendigsein mit ihm schmerzlich vermisst. Das klingt sehr privat, aber es ist doch auch nah an dem, was die Bibel sagt: Denn was „Tod“ ist und was „Leben“ ist – das wird auch in der Bibel nicht biologisch bestimmt. Ganz im Leben, heißt es da, bin ich, wo ich die Liebe Gottes erfahre. Und wo mir alle Liebe fehlt – da gewinnt das Tödliche Macht über mich. Ich bin immer zwischen diesen beiden Polen: Lebendigkeit und Erstarrung. Und das, was „Auferstehung“ bedeutet, ist eine Erfahrung, die mich nicht erst in der Ewigkeit erwartet. Auch darüber hat Marie-Luise Kaschnitz ein Gedicht geschrieben

Sprecherin

*Manchmal stehen wir auf
Stehen wir zur Auferstehung auf
Mitten am Tage
Mit unserem lebendigen Haar
Mit unserer atmenden Haut.*

*Nur das Gewohnte ist um uns.
Keine Fata Morgana von Palmen
Mit weidenden Löwen
Und sanften Wölfen.*

Die Weckuhren hören nicht auf zu ticken.

*Und dennoch leicht
Und dennoch unverwundbar
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung
Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.*

(Marie-Luise Kaschnitz)

Autorin

Auch diese Verse sagen es: Gottes Reich beginnt nicht erst im Jenseits. In manchen Augenblicken ist sie schon da, die geheimnisvolle Ordnung, die mich ahnen lässt, dass Gott es viel schöner mit mir meint als ich es mit meinen Sorgen und meinem Ehrgeiz meistens zulasse.

Zweite Musik

Autorin

Die „geheimnisvolle Ordnung“ Gottes – für Ingeborg Bachmann ist sie nur als Sehnsucht fassbar. Was die Kirche im christlichen Zusammenhang „Reich Gottes“ nennt, heißt bei ihr Utopie. Utopie – das ist ja auch das Jenseitige, das keinen Ort hat, aber als Möglichkeit doch da ist. Schriftsteller, sagt Ingeborg Bachmann, sollten sich als utopische Existenzen verstehen. Auch Christen sind, wenn sie an das Reich Gottes glauben, utopische Existenzen: Menschen, die sich an eine Möglichkeit binden, die noch nicht Wirklichkeit geworden ist. Wenn die Utopie Kraft haben soll, darf sie nicht im Verdacht stehen, nur ein Trostbild zu sein, das von der Wirklichkeit ablenkt. Berühmt ist Bachmanns Satz: Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. Die Wahrheit ist für sie mehr noch: das, was das Leben erst ermöglicht. So schreibt sie in ihrem Gedicht „Was wahr ist“:

Sprecherin

*Was wahr ist, streut nicht Sand in deine Augen,
was wahr ist, bitten Schlaf und Tod dir ab
als eingefleischt, von jedem Schmerz beraten,
was wahr ist, rückt den Stein von deinem Grab*

(Ingeborg Bachmann)

Autorin

Der Stein, der vom Grab gerückt wird, das Bild für die Auferstehung, ist für Ingeborg Bachmann die Wahrheit. Zur Wahrheit gehört, dass Menschen leiden, dass jeder einen Schmerz in sich trägt, dass Liebe misslingt, dass unsere Geschichte von Gewalt und Entbehrung durchtränkt ist. Ingeborg Bachmann will diese Wahrheit sagen – so deutlich, dass sie weh tut. Sie muss weh tun, sagt sie, damit die Sehnsucht nach dem anderem Leben, dem Utopischen wächst. Es ist ja auch im christlichen Glauben so, dass Kreuz und Auferstehung zusammengehören. Der Schmerz des Scheiterns muss gefühlt werden, damit die Hoffnung auf Vollendung Gewicht bekommt und wahr werden kann.

In ihrem Gedicht „Die Welt ist weit“ spricht Ingeborg Bachmann von ihrer eigenen Lebensenttäuschung. So groß, so vielversprechend erschien die Welt am Anfang, doch jetzt fragt sie sich: Wo bin ich denn angekommen?“

Sprecherin

*Die Welt ist weit und die Wege von Land zu Land,
und der Orte sind viele, ich habe sie alle gekannt,
ich habe von allen Türmen Städte gesehen,
die Menschen, die kommen werden und die schon gehen.
Und der Mund der Welt war weit und voll Stimmen an meinem Ohr
und schrieb noch des Nachts, die Gesänge der Vielfalt vor.*

*Die Fahrt ist zu Ende,
doch ich bin mit nichts zu Ende gekommen,
jeder Ort hat ein Stück von meinem Lieben genommen,
jedes Licht hat mir ein Auge verbrannt,
in jedem Schatten zerriss mein Gewand.*

*Die Fahrt ist zu Ende.
Noch bin ich mit jeder Ferne verkettet,
doch kein Vogel hat mich über die Grenze gerettet.*

(Ingeborg Bachmann)

Autorin

Kein „Jammertal“ ist die Welt in diesem Gedicht, ganz bestimmt nicht. Sie ist weit, sie ist großartig. Sie verspricht ein reiches Menschenleben. Aber die Sehnsucht nach Erfüllung – sie bleibt ungestillt. Ein Ankommen und Zu-Ende-Kommen hat die Dichterin nicht erlebt. Sie hat viel geliebt, aber nicht so glücklich wie Marie-Luise Kaschnitz. Das Geborgensein ist ihr nicht vertraut. Darum muss sie das so deutlich sagen: Jeder Ort hat ein Stück von meinem Lieben genommen. Ich habe mit der Fülle der Erfahrungen auch immer etwas verloren von der großen Kraft des Anfangs. Es hat sich nicht eingelöst, worauf ich gehofft habe. Überall bin ich gewesen, mit so Vielem verbunden – und doch nicht über die Grenze gekommen. Aber nun geht das Gedicht weiter. Nun blickt Ingeborg Bachmann doch über die Grenze und findet Worte für das Mögliche, das sie ersehnt:

Sprecherin

*Hinter der Welt wird ein Baum stehen
Mit Blättern und Wolken
Und einer Krone aus Blau.
In seine Rinde aus rotem Sonnenbrand
Schneidet der Wind unser Herz
Und kühlt es mit Tau.*

*Hinter der Welt wird ein Baum stehen
Eine Frucht in den Wipfeln,
mit einer Schale aus Gold.
Lass uns hinübersehen, wenn sie im Herbst der Zeit
In Gottes Hände rollt.*

(Ingeborg Bachmann)

Autorin

Hinter der Welt, im Ewigen, steht als Symbol der Erfüllung der Baum, mit Blättern aus Wolken und einer Krone aus Blau – ein Baum, der unendlich ist wie der Himmel und zugleich eine Rinde hat wie Sonnenbrand, in die unser Herz eingeritzt ist. Auch das ist ein Bild für die frei gewordene Liebe.

Ein Bild, in dem das Herz sich löst im Unendlichen, aber nicht darin verloren geht.

Baum, Himmel, Sonne - sie fügen sich zu einem wunderbar schwebenden Bild. Und es sind doch auch Symbole, die sich in der christlichen Tradition mit dem auferstandenen Christus verbinden.

Sein Todeskreuz ist zum Lebensbaum geworden, er ist aufgefahren in den Himmel, er ist als Quelle unseres Lebens auch unsere Sonne. In ihn ist unser Herz eingeschrieben.

So hat sich die christliche Ewigkeitshoffnung über die Jahrhunderte ausgesprochen – Ingeborg Bachmann findet ein Bild, in dem alles zusammen kommt. Man spürt, dass auch für sie die Vollkommenheit und die Liebe zusammengehören, wenn sie sagt: „in seine Rinde aus rotem Sonnenbrand schneidet der Wind unser Herz“. Auch sie denkt sich wie Marie-Luise Kaschnitz zusammen mit dem geliebten Partner. Aber dass alles gut sein könnte in diesem Zusammensein, mag sie nur „hinter der Welt“ erahnen.

Dritte Musik

Autorin

Bei Rainer Maria Rilke steht der Lebensbaum nicht hinter der Welt. Mit dem Jenseitigen hat der Dichter nichts im Sinn. Die christliche Jenseitshoffnung, sagt er genau wie Nietzsche, hat nur dazu geführt, das Leben auf der Erde zu verderben. Ihm kommt es darauf an, das Göttliche gerade im Diesseits aufzuspüren, er will das diesseitige Leben heiligen. Und darin wird er dann auch ein großer Meister. Immer wieder besingt er das Geheimnis der schöpferischen Kräfte, die überall gegenwärtig sind: in der Kindheit, in der Natur, in der Liebe und selbst in den Alltagsdingen. Der Gott, der in allem wirkt, ist für Rilke ein werdender Gott. Er wächst gewissermaßen mit dem Bewusstsein der Menschheit, er wächst auch im Dichter selbst. Im Stundenbuch heißt es:

Sprecher

*Alle, welche dich suchen, versuchen dich.
Und die, so dich finden, binden dich
An Bild und Gebärde.
Ich aber will dich begreifen
Wie dich die Erde begreift
Mit meinem Reifen
Reift
Dein Reich*

(Rainer Maria Rilke)

Autorin

Die Weltkriege haben noch nicht stattgefunden. Auschwitz hat noch nicht stattgefunden. Der Dichter lebt in einer Zeit, die an den Fortschritt glaubt. Rilke glaubt an den geistigen und seelischen Fortschritt: „Mit meinem Reifen reift dein Reich“.

Aber nach dem ersten Weltkrieg und angesichts seiner tödlichen Erkrankung wandelt sich diese hohe Selbstgewissheit. Immer vorsichtiger wird Rilke mit seinem Wissen vom Göttlichen. Immer deutlicher steht ihm die eigene Grenze vor Augen. Kleinlaut sagt er im neunten Sonett an Orpheus:

Sprecher

*Nicht sind die Leiden erkannt,
nicht ist die Liebe gelernt,
und was im Tod uns entfernt
ist nicht entschleiert.*

(Rainer Maria Rilke)

Autorin

Rilke weiß nun: Es ist nicht das Reich Gottes, das in ihm gereift ist. Keine Liebe ist ihm gelungen, so hymnisch er sie auch bedichtet hat. Nähe konnte er nie lange ertragen. Und in die Erkenntnis über den Tod hinaus ist er auch nicht vorgedrungen. Jetzt, wo ihn das Sterben bedroht, spürt er das ganz genau. Er blickt dem Ende seines Lebens entgegen und die Frage beschäftigt ihn: Wie dem begegnen, was danach kommt? So entsteht das Gedicht „Herbst“:

Sprecher:

*Oh hoher Baum des Schauns, der sich entlaubt.
Nun heißt gewachsen sein dem Übermaße
Von Himmel, das durch seine Äste bricht.
Erfüllt vom Sommer schien er tief und dicht,
uns beinah denkend, ein vertrautes Haupt.
Nun wird sein ganzes Innere zur Straße
Des Himmels. Und der Himmel kennt uns nicht.*

(Rainer Maria Rilke)

Autorin

Der Baum des Lebens, dessen reiches Blätterwerk der Dichter so schön zu besingen verstand, er hat sich entlaubt. Nun wird durch das kahle Geäst „ein Übermaß an Himmel“ sichtbar, eben dieses Jenseits, von dem sich Rilke so entschieden abgewandt hatte. Und auch jetzt fürchtet er den Himmel, der kein Ort für ein kleines Menschenleben ist. Er sagt es hart: „Der Himmel kennt uns nicht.“ Das was jenseits unserer Erfahrung liegt, was wir nicht wissen können – wieso sollte das etwas von uns wissen wollen? Der Himmel – das ist das große Unbekannte, das der Dichter nicht besingen kann. Es ist jenseits von ihm, also auch jenseits von dem Göttlichen in ihm. Was ist nun noch möglich? fragt Rilke und gibt sich selbst die Antwort:

Sprecher:

*Ein Äußerstes: dass wir wie Vogelflug
Uns werfen durch das neue Aufgetane,
das uns verleugnet mit dem Recht des Raums,
der nur mit Welten umgeht. Unsres Saums
Wellen-Gefühle suchen nach Bezug
und trösten sich im Offenen als Fahne.
...*

Aber ein Heimweh meint das Haupt des Baums.

(Rainer Maria Rilke)

Autorin

Der Himmel – das völlig Unbekannte – ist auch das völlig Offene. Etwas, was sich nun auftut. Dem will sich Rilke überlassen wie ein Vogel sich der Luft überlässt. Er stürzt nicht ab, wenn er sich ins Offene wirft. Er wird vielmehr umweht von dem Ewigen. Er kann es aushalten, wenn etwas in ihm auch nicht aufhört, nach den vertrauten Lebensbezügen zu suchen. So spricht sich nicht die große Hoffnung aus, aber doch ein großer Mut, über die Grenze zu gehen. Und es bleibt offen, wem das Heimweh gilt, wenn es das „Haupt des Baums“ meint. Dem reichen Laub des Sommers, dem gewesenen Leben? Oder dem Gott, der vielleicht doch nicht nur im Laub, sondern auch darüber ist? Der Sturz ins große Ungewisse, ins Jenseits – er könnte doch eine Heimkehr sein.

Vierte Musik

Autorin

„Ein Äußerstes: dass wir wie Vogelflug uns werfen durch das neue Aufgetane“ –

„Hinter der Welt wird ein Baum stehen“ –

„Nur Liebe, frei gewordene, niemals aufgezehrte, mich überflutend“ –

drei Gedichtzeilen, die in mir nachklingen. Drei Haltungen, die ich auch in mir finde.

Rilkes Schauern vor dem Jenseits, das glitzernde Sehnsuchtsbild, das Ingeborg Bachmann malt, das Erlösungswissen, das Marie-Luise Kaschnitz ausspricht – ich kann nicht sagen, dass sich das

für mich ausschließt. . Es hat nebeneinander Raum und hilft mir zu verstehen, warum das Wort „Ewigkeit“ zugleich dunkel klingt und golden leuchtet.

Musik

Musik:

Allegretto c-moll D 915, Franz Schubert, LC 0173, Deutsche Gramm., Wilhelm Kempff, 4'15''

Die Texte sind zu finden in:

Marie Luise Kaschnitz, Seid nicht so sicher, Geschichten, Gedichte, Gedanken
Herausgegeben von Horst Nitschke, Gütersloher Verlagshaus 1979 (GTB Siebenstern)

Ingeborg Bachmann, Sämtliche Gedichte, Piper, München, Zürich 1998

Rainer Maria Rilke, Gesammelte Werke in fünf Bänden, Gedichte I und Gedichte II
Suhrkamp, Frankfurt/M 2003